



Nr. 134

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 11. Juni.

1903

Die Blüthe des Bagno.

Roman von Geron und Emile Gautier.

(Fortsetzung.)

„Was giebt's denn schon wieder?“ herrschte ihn der Direktor an. „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nicht gestört sein will.“

„Es ist eine Dame draußen, die den Herrn Direktor zu sprechen wünscht.“

„Eine Dame? Hat sie ihren Namen genannt?“

„Hier, Herr Direktor“, antwortete die Ordnonanz, indem sie dem Direktor eine schwarz umrandete Visitenkarte reichte. Herr Cardec las: „Madame Lavardens Witwe.“

„Kenne ich nicht!“ sagte er. „Wie sieht sie denn aus?“

„Schöne Frau, schwarzes Haar, in großer Trauer.“

„Wahrscheinlich irgend eine Wittve, die meinen Schutz beansprucht. Die hätte den Augenblick günstiger wählen können!“ murmelte Cardec. „Führen Sie sie zum Subdirektor oder vielmehr ganz einfach zum Sekretär. Ich habe jetzt keine Zeit, um sie zu empfangen.“

Der Bureaudiener machte eine Verbeugung und verschwand.

„Wittve Lavardens“, sagte der Chef zu sich selbst, „wer ist das? Alle Welt glaubt das Recht zu haben, einen zu stören.“

Die Thüre öffnete sich, und der Diener kam zurück.

„Schon wieder?“ fragte ungeduldig Cardec.

„Die Dame besteht darauf, Sie persönlich sprechen zu müssen. Sie sagte, daß Sie Ihnen eine Mitteilung von höchster Wichtigkeit zu machen habe.“

„Gut. Lassen Sie sie eintreten. Vielleicht hat sie wirklich etwas, das mich interessieren könnte.“

Der Diener kam gleich darauf mit einer Schwarzgekleideten Dame zurück und schloß die Thüre hinter ihr. Der Chef der Geheimpolizei warf einen schnellen, lauernden Blick auf die aufbringliche Besucherin.

Oliva Lavardens schien in ihren langen Trauerkleidern noch schöner geworden.

Cardec war betroffen von dem Ausdruck des Schmerzes und der Vornehmheit, den die Züge der Dame zeigten, und instinktiv fühlte er Respekt und Sympathie für sie.

Madame Lavardens setzte sich, und indem sie ihn mit ihren großen, schwarzen Augen ansah, begann sie:

„Entschuldigen Sie, bitte, daß ich darauf bestand, Sie selbst zu sprechen und nicht einen Ihrer Untergebenen. Wie ich schon Ihrer Ordnonanz sagte, Herr Direktor, meine Mittheilungen sind von größter Wichtigkeit.“

„Lassen Sie sich, bitte, etwas kürzer, gnädige Frau.“

„Ich komme, um Ihnen einen großen Verbrecher zu benennen.“

Das gab dem Chef der Sicherheitspolizei einen Ruck.

Ein großer Verbrecher!

Handelte es sich vielleicht gar um den Mörder der zerstückelten Frauenleiche?

„Ein großer Verbrecher?“ wiederholte er.

„Natürlich“, fuhr Oliva fort, „ich kann sogar sagen, eine der abgefeimtesten Creaturen, die je auf der Erde herumwandelten.“

„Und wie heißt er?“ fragte Cardec gespannt.

„Gaston Nozen.“

(Nachdruck verboten.)

„Verzeihung, gnädige Frau“, sagte der Chef der Geheimpolizei, während er die Sprecherin scharf ansah, „ich glaube nicht recht verstanden zu haben. Sie nannten?“

„Gaston Nozen — — O, ich weiß, Sie werden mir bemerken, daß Gaston Nozen todt ist, daß er auf der Flucht von den Galerien in Guyana umgekommen ist, daß man seinen Leichnam am Ufer des Marroni gefunden hat — — Ich weiß das alles. Aber ich weiß auch, daß Gaston Nozen verschlagen genug war, um die Wachsamkeit der geschicktesten, hellsehendsten Polizei zu täuschen, und gerade, weil man ihn todt glaubt, fährt er fort, in aller Ruhe den früheren Verbrechen neue anzureihen.“

„Ich nehme an, gnädige Frau, daß das, was Sie mir sagen, wahr ist; doch möchte ich Sie bitten, mir zu erklären, worauf Sie Ihre Beschuldigung begründen.“

„Auf einen sehr traurigen Vorfall, tief schmerzhaft für mich“, nahm Frau Lavardens den Bericht wieder auf und trocknete einige Thränen mit ihrem Taschentuch. „Mein Mann ist ermordet worden, und sein Mörder ist dieser Nozen.“

„Schon wieder ein Verbrechen“, rief der Polizeichef aus. „Ein Mord — in Paris?“

„Nein, in der Provinz, zwischen Rouen und Havre, auf der Eisenbahn.“

„Auf der Ostbahn? Allerdings, ich erinnere mich, darüber etwas gelesen zu haben. Aber es scheint mir, daß von einem Unglücksfall die Rede war?“

„Ja, das behauptet die Untersuchung der dortigen Polizei. Aber ich, mein Herr, ich weiß, woran ich mich zu halten habe. Ich bleibe dabei, daß es sich um einen Mord handelt.“

„Wenn aber doch eine Untersuchung geführt worden ist, gnädige Frau — —“

„Sie ist mit einem Vorurtheil begonnen worden. Ein einziger der Beamten schien Lust zu haben, genauer zu untersuchen; der andere und der Arzt, besonders der Arzt, haben ihn daran verhindert.“

Der Chef der Sicherheitspolizei hatte anfangs einen Hoffnungsstimmer leuchten sehen.

Wenn diese Frau vor ihm die Wahrheit sprach, wenn sie irgend einen Beleg, einen Beweis herbeigebracht hätte, um zu bekräftigen, was sie vermuthete und glaubte, wenn dieser berühmte Bandit Nozen wirklich durch ein geschicktes Manöver die Wachsamkeit der Polizei getäuscht hatte, dann konnte man ihm getrost alle die Verbrechen in die Schuhe schieben, deren Urheber unauffindbar geblieben waren.

Aber sie sprach ihm von einem einfachen Unglücksfall, der sich in der Nähe von Havre zugegetragen hatte und von welchem die Zeitungen kaum Notiz genommen — —

Welche Beziehungen konnte dieser Unfall mit dem sagenhaften Gauner haben, dessen Erinnerung sie wieder weckte!

„Ich muß Ihnen bemerken, gnädige Frau“, sagte er in stark abgeköhltem Tone, „daß Sie mir da von einer Affaire sprechen, deren Untersuchung ich nicht kenne und die außerhalb meines Wirkungskreises liegt. Abgesehen von außerordentlichen Befehlen, beschränkt sich meine Thätigkeit auf Paris und das, was dort vorgeht.“

Aber Nozen wohnt ja in Paris. Hier in Paris hat er den Mordanschlag vorbereitet, dem mein armer Charles zum Opfer fiel. Bitte, hören Sie mich noch einige Augenblicke an, mein Herr, in wenigen Minuten werden Sie hoffentlich ebenso überzeugt sein wie ich, daß ich Ihnen die reine Wahrheit gesagt habe."

Eine etwas resignierte Handbewegung forderte sie auf, fortzufahren.

"Sprechen Sie, gnädige Frau, ich bin ganz Ohr."

Die Wittve begann sofort den Bericht, welchen sie schon dem Untersuchungsrichter in Havre an der Station Benzeville-Bréauté gemacht hatte.

Mit allen möglichen beweglichen Worten suchte die arme Frau auf dem Chef der Geheimpolizei ihre innere Überzeugung zu übertragen, daß Gaston Nozen lebte und schuldig sei.

Cardac hörte sie, wie er versprochen, ruhig an und schien sich sogar für ihren Bericht zu interessieren. Von Zeit zu Zeit machte er einige Notizen auf seinen Block, Hieroglyphen, die nur er entziffern konnte.

Als Madame Lavardens geendigt hatte, überlegte er einige Minuten; schrieb dann schnell einige Zeilen auf ein Papier und klingelte.

Die Ordonnanz erschien.

"Bringen Sie das dem Sub-Direktor", befahl er.

Er wandte sich alsdann zu Madame Lavardens und sagte:

"Ich bitte zu verzeihen, gnädige Frau, ein eiliger Befehl — Wir werden dieses Gespräch nachher wieder aufnehmen."

"Mein Gott, mein Herr, ich glaube, daß es unnötig ist, Sie länger zu stören. Ich habe Ihnen alles gesagt; es liegt jetzt an Ihnen, zu handeln, wie Sie es für gut befinden. Ich werde mich zurückziehen."

"Nein, bleiben Sie, bitte, noch einen Augenblick, gnädige Frau. Ich werde Ihnen in kurzer Zeit noch eine Antwort zu geben haben und vielleicht von Ihnen noch neuere Details zu erfahren suchen."

"O mein Herr, wie ich Ihnen danke, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung — denn endlich habe ich jemanden von der Wahrheit überzeugen können, die andere nicht einmal hören wollen. Seien Sie gesegnet dafür, mir helfen zu wollen, den Mörder meines armen Mannes zu bestrafen."

Der Direktor antwortete nicht.

Er wartete und blätterte währenddessen in einem Aktenbündel.

Madame Lavardens starrte ins Leere. So viel Gedanken beschäftigten sie!

Eine Viertelstunde verging.

Die Ordonnanz kam mit einem verschlossenen Couvert zurück.

Der Chef öffnete es und las schnell den darin enthaltenen Brief, oder besser gesagt, die Notiz. Sie lautete folgendermaßen:

"Ich habe, Ihrem Befehle entsprechend, an die Centralstelle telephoniert. Der Rapport des Spezial-Commissars von Havre ist bestimmt. Der Tod des Charles Lavardens ist auf einen Unglücksfall zurückzuführen. Er ist aus dem Coups gefallen, dessen Thür nicht verschlossen war. Das ärztliche Gutachten ist vollständig, und auch die Berichte der Angestellten schließen jeden Zweifel aus. Was die Wittve anbetrifft, so hat der Schmerz über den Verlust ihr den Verstand gekostet. Es ist eine arme Narrin, die man mit sanften Worten abweisen muß. Ueber den seiner Zeit zur Deportation verurteilten Nozen liegen die Akten vor und ist auch hier kein Zweifel möglich. Sein Tod ist offiziell festgestellt worden."

Der Chef der Sicherheitspolizei legte die Notiz auf seinen Schreibtisch und wandte sich zu Oliva Lavardens, welche ängstlich wartete.

"Ich bedauere unendlich, gnädige Frau, aber es ist mir wirklich ganz unmöglich, mich mit der Untersuchung dieser Sache zu beschäftigen."

"Und warum denn, mein Herr?" rief sie aus, indem sie sich erschreckt erhob.

"Weil, wie ich Ihnen schon sagte, das Gericht in Havre allein berufen ist, diese Untersuchung zu führen. Ich darf ihm nicht ins Gehege kommen, das wäre ein unerlaubter Eingriff in seine Rechte."

"Aber da es die Geschichte nicht weiter verfolgen, nicht an ein Verbrechen glauben will! Das ändert doch die Sache?"

"Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bitte Sie", fuhr der Direktor fort, jetzt ebenfalls aufstehend. "Beruhigen Sie Ihr Gemüth zuerst und denken Sie reiflich über alles nach. Sagen Sie sich, daß Sie sich täuschen können, täuschen müssen. Ihr Gedächtniß läßt Sie vielleicht im Stich. Ihr Gemüth hat Ih-

nen zwar von Nozen gesprochen, aber er hat Ihnen nicht sagen können, daß dieser lebt."

"Sagen Sie doch lieber, daß Nozen dank seiner geraubten Reichthümer mächtig genug ist, der Justiz Stillschweigen zu gebieten!"

"Gnädige Frau —"

"Gut, mein Herr. Ich gehe. Aber ich gebe die Partlie nicht auf; wir werden ja sehen, ob später an dem Tage, wo ich Ihnen den Beweis bringe, daß Nozen lebt, und wo ich auf ihn mit dem Finger deuten werde —, wir werden ja sehen, ob Sie es dennoch wagen, die Augen zu schließen."

"An dem Tage, gnädige Frau, das schwöre ich Ihnen, werde ich meine Pflicht thun."

"Schön, mein Herr. Ich zähle auf Ihr Wort. Adieu oder vielmehr auf Wiedersehen."

Oliva Lavardens entfernte sich, ohne den Kopf zu wenden.

"Arme Frau", murmelte der Chef, "so jung, so schön und der Geist umnachtet. Was wird sie thun? Was wird aus ihr werden?"

Er überlas nochmals die Notiz, welche die Antwort der Centralstelle enthielt.

23. Capitel.

In demselben Augenblicke klopfte der Bureaudiener wieder an, trat ein und überreichte eine Karte.

"Was giebt's denn schon wieder?" fragte der Direktor des Sicherheitsdienstes. "Ich möchte endlich ein wenig meine Ruhe haben."

"Der Herr wartet schon lange, er behauptet, ein guter Freund des Herrn Direktors zu sein."

"Doktor Lemoine", murmelte der Chef mit einem Blick auf die Karte, "führen Sie ihn schnell herein."

"Treten Sie ein", sagte der Diener zu dem Herrn, der ihm gefolgt war.

"Ei, sapperlot, alter Kamerad, man kann ja kaum noch mal zu Dir kommen, um Dir die Hand zu schütteln. Du bist ja besser bewacht als der Präsident der Republik!" rief in lustigem Tone der Doktor.

Der Doktor Lemoine war ein großer, schöner Mann, von Gesundheit und Kraft strotzend. Obwohl kaum 40 Jahre alt, war sein Ruf schon begründet, die Akademie hatte zehn seiner zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen prämiirt. Trotz seiner Erfolge war er einfach, bescheiden und leutselig.

Sein persönliches Vermögen hätte es ihm erlaubt, eines der elegantesten und vornehmsten Viertel von Paris zu bewohnen. Er zog den Montmartre vor, wo er sich auf dem "heiligen Gipfel" eine äußerst behagliche Klause hatte bauen lassen, inmitten eines schönen, schattigen Gartens — eine Seltenheit für Paris — und wo er, wie er gern erzählte, gute Lust und schöne Aussicht genoss, zwei Dinge, von welchen er am meisten hielt.

In dieser ruhigen Gegend, zurückgezogen in sein Laboratorium, welches keine neugierige Nachbarschaft sah, konnte er ganz seinen geliebten, der Menschheit nützlichen Studien und Entdeckungen leben. Unter den reichen Leuten hatte er nur sehr wenig Patienten. Er liebte es nicht, seine Zeit an die eingebildeten Leiden der verzärtelten, bleichsüchtigen Dämchen zu verschwenden.

Er war der Arzt der armen Leute und in den ärmeren Vierteln wohl bekannt. Der dankbare Volksmund nannte ihn nur: "der gute Doktor".

Das war der Freund des Chefs der Geheimpolizei, der Mann, der soeben in das Kabinett am Quai des Orfèvres eingetreten war.

"Entschuldige mich, bitte", sagte der Chef und schüttelte kräftig die Hand Lemoines, "ich war gerade sehr beschäftigt."

"Hab' ich gesehen. Sehr schönes Weib! Begreiflich, daß Dir die Zeit weniger lang geworden als mir!"

"Worin Du Dich ganz gehörig täuschst, alter Freund", versetzte Cardac, "denn der Besuch dieser armen Frau ist weit davon entfernt, mir angenehm zu sein."

"Geh doch!"

"Es ist eine Wittve, die über das tragische Ende ihres Mannes den Verstand verloren hat."

"Die Unglückliche! So jung und schön! Ist da gar nicht zu helfen?"

"Das müßte ich Dich fragen, mein guter Doktor!" sagte lächelnd der Direktor.

"Ich sage nicht „Nein“. Das wäre ein Fall, der mir zu sagt — Wo wohnt die Kranke?"

"Meiner Tren, ich habe nicht daran gedacht, ihre Adresse zu notiren — Sie wird sicherlich wieder zurückkommen."

"Du glaubst?"

„Ich bin davon überzeugt. Sie hat eine fixe Idee, und diese Art Leute lassen nicht so leicht ab von ihrem Stedenpferd.“

„Ganz richtig. Was ist denn ihr Stedenpferd?“
„Sie bildet sich ein, daß ihr Mann ermordet worden ist, und will absolut, daß ich den Mörder finde.“

„Wer weiß, ob das nur ein Hirnspinnst ist“, sagte der Doktor.
„Wie?! Du meinst, daß —“

„Mein alter Freund, die Orientalen, die nicht dümmen sind als wir, sei dessen sicher, denn sie wissen ihr Leben berart zu gestalten, daß sie gegen all die Scherereien geschützt sind, die uns erdrücken, — die Orientalen, sage ich, behaupten, daß das Wort eines Narren das Wort Gottes ist, der ihn zum Bismutträger, Offenbarer gewählt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Der seltsame Ballgast.

Von M. v. Marlovics.

(Nachdruck verboten.)

„Hail! Peti! — Noch einen liter Magyarader! Wie ich Ihnen schon sagte, Baratom, Sie machen, az igaz (Es ist wahr!), bei dem Geschäft ein hübsches Stück Geld, und das Bissel Provision, das für mich dabei herauschaut, habe ich auch ehrlich verdient!“

Der feiste Wirt vom „Plata Jakuba“ („Zum süßen Apfel“), ein Serbe und guter Fünfsziger, kratzte sich hinter den Ohren, dann schob er die kleine ungarische Tabakspfeife, Zula genannt, von dem rechten in den linken Mundwinkel und meinte:

„Aber — zehn Gulden — szwetoza Nicola (Heiliger Nikolaus)! Der lange magere Mensch mit dem saltigen, verhummelten Gesicht und der flammenden, gurkenförmigen Nase, die Pelzmütze tief über den halb kahlen Schädel gezogen, zog die Reige des guten Tropfens aus seinem Glase, dann blinzelte er listig mit den kleinen grünlischen Augen zu dem Wirt hinüber.

„Lieber Freund — wenn die Komediaschen (Komödianten) nur zweimal in Ihrem Saal spielen und das Wundervieh dabei ist, werden Sie müssen die Türen ausheben lassen, weil wird Ihr Wirtshaus zu klein sein —“

Während der Agent sich von dem angelangten, goldgelben Wein das Glas vollschenkte, dasselbe gegen das Sonnenlicht hielt, dann mit zugedrücktem Auglein den Trunk wie ein guter Kenner probierte und mit der Zunge schmalzte, überlegte der Serbe.

Nahm er die „Komödianten“ nicht, nahm sie der dürre Christian Holdertraut, der Schwabe und Wirt vom „Roten Ochsen“ am Ende der Hauptstraße. Dorthin würde auch der Szolgabiro (Ehrenrichter) mit Familie gehen, die Herren vom Bezirksamt, und da „Damen“ bei der Gesellschaft waren, auch die Husarenoffiziere, die im Städtchen in Garnison lagen.

Das gab den Ausschlag.

„Dobro — ich nehm's, und hier ist der Zehner!“

Mit gierigen Händen nahm der Ungar die Banknote und ließ sie eiligst in seine fette, abgegriffene Brieftasche verschwinden.

„Noch eins! — Was der feinste Spieler ist, bei dem ist der „Mummro“; Sie müssen für ihn ein gutes Zimmer besorgen, denn er schläft nicht im Stalle, und sein Herr hält ihn immer bei sich! Zgen — das ist das Wundervieh! — Aber es ist höchste Zeit, daß ich raite!“

Gleich darauf bestieg der lange Agent seine ebenso magere Rosinante im Hofe und trabte davon, den Wirt vom „Plata Jakuba“ kopfschüttelnd und in tiefen Gedanken vor seinem Kreditzettel zurücklassend.

Acht Tage später — es war Ende Januar — gerieten die guten St. Miklosier in eine wahre großstädtische Aufregung.

Trotz des fußhohen Schnees, der die Landwege fast ganz unfahrbar machte, langten vor dem Komitatshause auf dem Marktplatz drei riesige, grün angestrichene Wagen an, die kleinen Häusern glichen.

Rechts und links an den Seiten eine Reihe winziger Fensterchen, mit blütenweißen Vorhängen verdeckt, und auf den Dächern kleine, dampfende Schornsteine — man heizte also und kochte in diesen Behältern, was der Duft von Gebratenem verriet.

Vier buntgefärbte Ponies und vier ausgewachsene Falbe und Braune, die zugleich als Reit- und Zugpferde

blenden mußten, wurden in die Stallungen des „Süßen Apfels“ geführt, und ein mit langen braunen Boden bewaffneter, wie auf Fischbeinen gehender junger Mann brachte dem wohlblütigen Stuhlrichter Pässe und Gewerbeschein.

„Die Quiquillas“ nannte sich die Gesellschaft. Den ganzen Tag standen mindestens drei bis vier Duzend Menschen um die Wagen herum — weiß Gott, woher sie sich immer erneuerten, denn St. Miklos zählte damals kaum zweitausend Seelen! —

Aus den sechsrädrigen wandernden Häuschen erscholl bald Singen und Lachen, Trommel- und Geigenpiel, zeitweise aber auch ein grauenhaftes Brummen und Heulen, das die staunende Menschheit für kurze Zeit aus der Nähe verschonte.

Spät nachts in tiefer Dunkelheit bezog der Chef der Gesellschaft mit einem geheimnisvollen Begleiter ein großes, gutdurchwärmtes Zimmer im „Plata Jakuba“, das er stets verschlossen hielt.

Fünf bis sechs blond- und schwarzhaarige Mädchen und Knaben, zierlich und hübsch, durchflatterten anderen Tags das Städtchen; glattrasierte Männer zogen die Blicke der Schönen von St. Miklos auf sich, und eine hohe hübsche Blondine, die Frau Direktorin, machte den Damen der Honoratioren ihre Visite, Billets und Einladungen verteilend.

Wie es in kleinen Dörfern und Städten Ungarns üblich, erschien nachmittags die ganze Gesellschaft unter Trommelwirbel, Paukenschlag und Trompetengeschmetter auf buntgeschirrten Pferden und in blinkenden, flimmern den Kostümen.

Die Menge murmelte Beifall.

So prächtige und feine „Komödianten“ hatte die Stadt St. Miklos seit Jahren nicht beherbergt.

Der Direktor und sein Begleiter beteiligten sich indes nicht beim Umzug. Um so größer wurde die Neugierde.

Obwohl der Schnee in dichten Flocken wirbelte, strömte abends von Nah und Fern die Menschheit zum „Süßen Apfel“. Kein Plätzchen blieb unbesetzt, und der Fekete Lakota, der magere Agent, der an der Saaltür lehnte, bedauerte im stillen, nicht das Doppelte der Provision begehrt zu haben.

Endlich begann die Vorstellung.

Man hatte eine kleine Reitbahn improvisiert. Vier Kinder in hellblauen und rosa Kostümen, im Alter von zehn und vier Jahren, ritten auf den kleinen Ponies die „hohe Fahrschule“.

Besonders das erste Paar, ein pausbäckiger, dicker Junge und ein niedliches, blondlockiges Mädchen, machte seine Sache recht drollig.

Eine echte faszinierende, junge „Zigeunerin“ sagte den Herren der Garnison „wahr aus der Hand“ und verblüffte durch die Schnelligkeit, mit der sie ihre „Zauberkünste“ betrieb.

Nachdem noch fünf junge Athleten auf einem blumen durchwirkten Teppich ihre „kriegerischen Spiele“ gezeigt, Miß Ellen Shringia, eine schöne rotblonde Engländerin, ihre Tauben vorgeführt und die Direktorin — eine wahre Venus an Gestalt — sich als überaus treffliche Schützenkönigin erwiesen, trat eine Pause ein.

Dann wurde die kleine Bühne mit einem starken Drahtgitter abgesperrt. Diese Wahrnehmung jagte einem Teile des geehrten Publikums grandiose Furcht ein, und als noch dazu ganz in der Nähe sich ein Gähnen, wie von einem wilden Löwen, hören ließ, zeigte dieser Teil der guten St. Miklosier herzhafte Lust, das Hasenpanier zu ergreifen.

Miß Ellen Shringia, die mit ihrem lieblichsten Lächeln erklärte, daß gar keine Gefahr vorhanden sei und Mummro seinem Herrn und Gebieter vollständig ergeben wäre, brachte die erschrockenen Gemüter wieder zur Ruhe.

Freilich — als dann die Tür sich öffnete und der Direktor, als „Maure“ verkleidet, einen riesigen, wohlgezämnten Bären, ohne Strick und Kette, hereinführte, setzten mehrere Hasenfüße, — darunter der Gerichtsadjunkt und der Apotheker — über Tische und Bänke, vermutlich um ihre Geschicklichkeit im Klettern zu zeigen.

Mummros Geschicklichkeit war eine Quelle des Erstaunens für alle Anwesenden.

Nicht nur, daß der riesige Bär die Klugheit eines

Menschen verriet, er zeigte auch eine rührende Anhänglichkeit an seinen Herrn und war für denselben ein unschätzbare Born klingenden Metalls.

Mummro tanzte nicht, wie gewöhnlich Jahrmarktsbären, den Stock zwischen den Schultern und die schwere Eisenkette um den Hals, Inurrend und brummend, jeden Augenblick die Zähne fletschend und bereit, sich auf seine Feiniger zu werfen.

Mummros außerordentliche Natur gestattete demselben, die gewöhnlichen Handgriffe des Soldaten mit dem Gewehr zu machen, zu präsentieren, zu marschieren — dann ohne Zuruf oder Züchtigung in Gesellschaft seines Herrn zu Tische zu sitzen und zu dinieren.

Es war wirklich staunenerregend, wie manierlich der Bär wartete, bis sein Herr die für ihn vorge schnittenen großen Bissen ihm zur Weiterbeförderung in den mit spitzen Zähnen bewaffneten Rachen in die Tasse legte.

Niemals veräumte es Mummro, durch eine Verneigung seinen Dank für die ihm gewordene Wohlthat zu bezeigen, und er verstand es, sich regelrecht zu verbeugen, sobald der Direktor ihm ein Glas süßen Glühweins gespendet hatte.

Den Glühwein schien Mummro besonders zu lieben. Obwohl nach dieser letzten Nummer ein Sturm von Weisfall den Saal des „Süßen Apfels“ durchbrannte, waren die halb ungläubigen Zuschauer keinen Augenblick im Zweifel, „daß unter dieser haarigen Bärenhülle ein menschliches Wesen, irgend ein Mitglied der „Gesellschaft Quinquilla“ verborgen sei, das sich das bedenkliche Vergnügen mache, die ehrsamten St. Miklosfer in ganz sonderbarer Weise zu täuschen. —

Auf dem prächtigen Landsitze des Grafen Egon Bodrog, eine halbe Stunde von St. Miklos entfernt, gab es einen großen Maskenball.

Schon seit Wochen waren die Einladungen dazu an den Adel der Umgegend und die Honoratioren des Städtchens ergangen.

In kleinen Ortschaften und Landflecken sind solche Festlichkeiten spärlich bemessen; kein Wunder, daß bereits seit Neujahr das Tagesgespräch sich um den gräßlich Bodrogischen Ball drehte.

In fieberhafter Aufregung rüstete man sich zu dem seltenen Feste, an dem die ganze Elite der Gesellschaft sich beteiligen wollte.

Alt und Jung wünschte als etwas „Apartes“ zu erscheinen, und bald hatten die glücklichen St. Miklosfer Modewarenhändler kein buntes Seidenläppchen mehr in ihren Geschäften, bald hatte die einfachste Näherin nicht eine Sekunde mehr Zeit.

Endlich nahte der so bedeutungsvolle, heißersehnte Abend heran. Es stürzte ganz unbändig, und eine spiegelglatte Schlittenbahn erleichterte dem entfernter wohnenden Adel das Erscheinen ungemein.

Vor dem Landhause brannten große Kienfadeln; Treppen und Korridore waren mit Treibhauspflanzen und den kostbarsten Teppichen geschmückt, Buffet und Nebenräume zeigten das uralte Familiensilber und die Kunstschätze der Grafen Bodrog.

Der große prachtvoll dekorierte Ballsaal war durch Tausende von Wachslaternen taghell erleuchtet.

Eine bunte, gepudhte, lachende und schäkernbe Menge wogte und schwirrte durcheinander.

Hier holdselige Feen, Zauberinnen, Edelbamen, Nonnen, Marketerinnen, Dominos in allen Farben, Königinnen der Nacht, Schmetterlinge, zarte Blumen und olympische Göttinnen mit ihren Attributen, dort Ritter und Mönche, Quacksalber, Inder und Mexikaner, Mohren und Clowns, Landsknechte und Japaner.

Die Klänge eines Pannerischen Walzers durchschwebten den Saal. Der Hausherr, Graf Egon Bodrog, eröffnete mit der schönen Baronesse Lonah den Ball.

Bald huldigte Alt und Jung Terpsichoren; Augen flammten, Wangen röteten sich, und die Lust am Leben zeigte sich auf allen Gesichtern.

Neue Gäste, neue pikante Gestalten strömten fortwährend in den Saal und wurden mit Jubel begrüßt — man intrugiert und bemüht sich mit und ohne Erfolg, diese und jene Persönlichkeit unter der schützenden Maske zu ermitteln.

(Schluß folgt.)



Die Sonnenblume.

In den Gärten auf dem Lande, seltener in den Städten, wird noch häufig einzeln und in kleinen Trupps die bekannte Sonnenblume gezogen, aber meist nur in einem bescheidenen Winkel, der sonst nur schwer oder gar nicht anderweit zu verwerten ist. In Sachsen und Thüringen trifft man diese mächtige Blume auch vielfach in den Kartoffelfeldern, immer aber nur vereinzelt, so daß von einer Kulturbarmachung derselben keine Rede sein kann. Und doch ist die Sonnenblume eine Kulturpflanze von hohem Wert, und es ist geradezu unbegreiflich, weshalb ihr Anbau bei uns in Deutschland noch nicht im großen versucht wurde. Die Knospen der Pflanzen geben ein vortreffliches, spinartartiges Gemüse, die Blätter ein sehr gutes, nahrhaftes Viehfutter und die Blüten liefern den Bienen reichlich Honig und Wachs. Der Hauptwert der Pflanze aber liegt in den Fruchtkernen, deren jeder Blütenkopf von mittlerer Größe über zweitausend birgt. Wie Leinsamen behandelt, geben sie 40 Prozent Öl von ausgezeichnete Güte, das sowohl für die Tafel als auch zur Malerei und sonstigen technischen Zwecken Verwendung finden kann. Für Geflügel gibt es kein besseres Mastfutter als Sonnenrosenkerne, die dem fleischige Zartheit und Wohlgeschmack verleihen. Auch das aus dem Samen gewonnene Mehl gibt, dem Brote oder sonstigem Gebäck beigemischt, größeren Nährwert und leichtere Verdaulichkeit, wie auch diese Kerne, enthüllt, den trefflichsten Ersatz für süße Mandeln bieten. Die Destillate werden von dem Vieh mit großem Wohlbehagen verzehrt und die von Sonnenrosenöl bereitete Seife ist in manchen Ländern, wie China und Japan, geradezu unentbehrlich. Die holzartigen Stengel lassen sich als Brennmaterial und zur Gewinnung von Potasche mit Nutzen verwenden und in China hat man angefangen, die feinen, seidenartigen Fasern des Stammes der wirklichen Seide beizumischen, die dadurch in ihrem Glanz nicht im geringsten beeinträchtigt wird, wohl aber an Dauerhaftigkeit bedeutend gewinnt. Auch Versuche, den zarten Bast zur Papierbereitung zu benutzen, sind gemacht worden und wie es scheint, ebenfalls mit Aussicht auf Erfolg.

Die Sonnenblume stammt aus Peru und wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa gebracht, wo sie rasch Verbreitung fand. In Rußland und Ungarn baut man sie längst in großen Massen als Ölpflanze, ebenso in China, wo ihre Kultur als einer der ergiebigsten Garten- und Ackerpflanzen mit Eifer betrieben wird. Man hat berechnet, daß man von einem Hektar Sonnenrosenstaude drei Zentner Öl, außerdem aber hundert bis zweihundert Zentner Stengel und Blätter erhält, während ihr Anbau wenig Mühe und Arbeit erfordert.

Die Sonnenblume ist in bezug auf die Beschaffenheit des Bodens sehr genügsam und sie nimmt mit dem dürftigsten Standort vorlieb, nur darf man ihr die Sonne nicht ganz entziehen. Am besten gedeiht die Pflanze in einem etwas bindigen und kräftigen Boden, wo der Stengel eine Höhe bis zu 5 Metern und einen Durchmesser von 5 bis 7 Zentimetern erreichen kann, vorausgesetzt, daß der Same frisch und nicht ausgetrocknet ist. In Holland und dem südlichen Frankreich baut man sie sogar in Sumpfboden, um die Luft zu verbessern, ähnlich wie man im nördlichen Afrika den Gummibaum verwendet. Die Benutzung der Sonnenrose ist also eine außerordentlich vielseitige und fast nichts ist an ihr, was sich nicht verwerten ließe; gewiß ist daher auch die Zeit nicht mehr fern, wo ihr unsere Landwirte die gebührende Beachtung schenken.



Nr. 24.

Donnerstag, den 11. Juni 1903.

18. Jahrgang

Verliebt.

Mir ist so bang und selig,
So wunderbar um's Herz,
Bald bin ich überfröhlich,
Bald fühl' ich tiefen Schmerz.

Kann plaudern nicht und scherzen,
Bin ohne Rast und Ruh'
Daß man ein Bild im Herzen,
Und das bist Du!

G. W.

Die Rache des Hausarztes.

Humoreske von A. Gottwald.

(Nachdruck verboten.)

„Herr Sanitätsrat! Herr Sanitätsrat! Ich muß Sie schon wieder wecken. Sie möchten doch sofort zu Herr Bohlrig kommen. Den hat der Schlag getroffen!“
Es war mitten in der Nacht.

Erstrocken fuhr der alte Herr auf. Rentier Bohlrig, dessen Hausarzt er seit vielen Jahren war, hatte sich, einige Indispositionen abgerechnet, stets der blühendsten Gesundheit erfreut, und nun auf einmal ein so schwerer Fall. Da tut eilige Hilfe not! Der Sanitätsrat fuhr rasch in die Kleider und stürmte dann, ohne erst anspannen zu lassen, in die finstere Nacht hinaus. Donnerwetter, was das regnete! Frostzitternd und bis auf die Haut durchnäßt, erreichte er sein Ziel.

Als er mit leisen Tritten in das Krankenzimmer trat, lag Bohlrig mit schmerzverzogenem Gesicht halb angekleidet auf dem Bett. Er schien heftige Leibes Schmerzen zu haben und wimmerte mit schwacher Stimme: „Ich glaube, es geht zu Ende, Sanitätsrat. „Ach, mein Magen, mein Kopf, oh, oh! Sie können gleich den Totenschein ausstellen.“

„Nur Ruhe, lieber Freund. Können Sie sich denn bewegen?“

„Ich glaube nicht!“

„Drücken Sie mir doch mal die Hand. — Au, lassen Sie wieder los, Sie zerdrücken mir ja sämtliche Finger.“

Der Arzt sah sich jetzt genauer im Zimmer um und bemerkte auf dem Tische Reste von Hummer-Majonaise und Caviar, während auf dem Fenster einige leere Weinsflaschen standen.

Seine Diagnose war fertig.

„Ihr Zustand ist allerdings bedenklich,“ äußerte der Arzt mit scheinbarer Ruhe, „wird aber bei Einhaltung der strengsten Diät bald besser werden.“

Nachdem er dem Kranken etwas verschrieben und vor allem den Fröhlichschoppen bis auf weiteres untersagte, entfernte sich der Hausarzt, scheinbar ruhig. In seinem Innern aber kochte es.

„Die alte Geschichte,“ murmelte er, „das schlemmt und überladet sich den Magen mit den unverdaulichsten Sachen, und unsereiner muß dann bei diesem Hunde-wetter aus dem Bett heraus. Ein einfacher Papenjammer, und das nennt sich Schlaganfall! Werde mir einen schönen Schnupfen geholt haben. Na warte, der Junge, dafür revanchiere ich mich schon noch.“

* * *

Bohlrig erfreute sich bereits wieder seines gewohnten Wohlbesindens, und auch der Sanitätsrat war den Schnupfen, den er sich in jener Woche geholt, längst wieder los, da erhielt Bohlrig eines Tages einen Brief, worin er in liebenswürdigster Form zu einem Diner bei Sanitätsrat Schulze eingeladen wurde.

Bohlrig leistete dieser verlockenden Einladung natürlich Folge und erschien überraschend pünktlich.

Man plauderte zunächst, in kleine Birkel zerstrut.

Bohlrig hatte sich Frau Kommissionsrat E. und ihrer liebrenden Tochter Erna genähert, deren veilschenblaue Schelmengenen ihm recht einladend entgegenlachten. Ganz zufrieden mit seiner Position, gab er sich mit ganzer Seele dem Zauber dieser Unterhaltung hin, da zupfte ihn jemand von hinten vorsichtig am Rock.

Als er sich umbrehte, sah er sich Dr. Schulze gegenüber, der ihm mit äußerst besorgter Miene zuflüsterte: „Kommen Sie fort von hier, es regt Sie viel zu sehr auf! Denken Sie an Ihren Schlaganfall!“

Bohlrig wollte Einwendungen machen, der Arzt kam ihm aber zuvor, indem er die Damen um Entschuldigung bat; er habe dringend einige Worte mit Bohlrig zu sprechen.

„Das geht unmöglich, lieber Bohlrig, schonen Sie um Himmelswillen Ihre Nerven! Sie waren ja ganz Feuer und Flamme! Suchen Sie eine ruhigere Unterhaltung, oder ich stehe für nichts!“

Bestimmt ließ sich Böhlig einer alten Dame vorstellen, die schwer hörte und eine halbe Stunde über Diphtheritis und Dienstmädchen mit ihm sprach.

Inzwischen war serviert worden, und Böhlig hoffte, sich an den Freuden der Tafel für den bisher erduldeten Zwang schablos zu halten.

Wie bitter sah er sich hierin enttäuscht.

Sein Tischnachbar war natürlich Dr. Schulze, der jeder seiner Bewegungen mit misstrauischen Argusaugen folgte. — Die Suppe nahm er ihm unter den Fingern weg.

„Schadet Ihnen nur, sind Wurzeln drin, die Sie nicht verdauen können.“

Als beim Gander die Reihe an Böhlig kam, winkte der Sanitätsrat dem Diener ab.

„Fisch macht Sie durstig, und Sie sollen nicht viel trinken!“

Böhligs gastronomische Hoffnungen konzentrierten sich nun auf den Rehrücken.

Da kam er aber schön an.

„Was glauben Sie? Was fällt Ihnen ein! Rehrücken ist für Sie eine ungewohnte Kost. Gehen Sie weiter, Jean.“

„Die Puddingspeise ist für Ihren Magen zu fest. Gehen Sie weiter, Jean! — Halt! Was machen Sie da, bester Böhlig? Dieses Kompot wäre ja gerade das reine Gift für Sie!“

Als man von der Tafel aufstand, hatte Böhlig noch keinen Bissen im Leibe und war hungrig wie ein Löwe. Am liebsten hätte er den Doktor selbst zum Dessert verspeist, doch er wagte es nicht, denn was hätte dieser gesagt?

„Aber ich bitte Sie, bester Böhlig, wie wollen Sie gesund bleiben, wenn Sie Ihren Hausarzt aufessen? Auch ist Hausarzt eine ungewohnte Kost für Sie.“

Er wurde wieder ruhig und suchte sich in seine Dullerolle zu finden.

Die Gesellschaft entfernte sich jetzt zu einer gemeinschaftlichen Spazierfahrt. Böhlig wollte natürlich mit, wurde aber von Dr. Schulze zurückgehalten.

Das sei nichts für ihn, das strenge ihn zu sehr an, er solle doch endlich Vernunft annehmen! So mußte er denn einen zweistündigen Vortrag über den Einfluß der Elektrizität auf das menschliche Nervensystem über sich ergehen lassen, der zum Glück durch das Knurren seines Magens übertönt wurde.

Die Gesellschaft kehrte endlich in sehr heiterer Stimmung zurück.

An dem Tanz, der jetzt begann, beteiligte sich Böhlig nicht erst. O, dieser entsetzliche Dr. Schulze! Er folgte ihm jetzt auf Schritt und Tritt!

„Sie müssen sofort kalt abgerieben werden!“ meinte er plötzlich, Böhligs Puls befühlend. „Die hohe Temperatur im Zimmer hat Sie doch sehr alteriert.“

Willenlos ließ sich Böhlig von den Badedienern des Sanitätsrates fortführen und abreiben.

Während alles den Freuden des Tanzes huldigte, wurde Böhlig von dem Sanitätsrat in ein nach der Straße gelegenes, völlig dunkles Zimmer geführt. Dr. Schulze riet ihm dringend, hier ein Stündchen zu ruhen, da sein Zustand in ihm die Beforgnis eines baldigen Rezidivs erwecke. Automatenhaft sank Böhlig auf ein Sofa und schlief, bis er den Freuden der Geselligkeit zurückgegeben wurde.

Als ihn sein bellender Hunger endlich forttrieb, schied er von der Gesellschaft mit einer steifen apathischen Verbeugung, die mit geringer Majorität erwidert wurde. Sorglich in dicke, wollene Tücher gehüllt, eine Fürsorge, die sich Dr. Schulze nicht nehmen ließ, verließ er diese Stätte gesellschaftlicher Freuden.

Als er in den Wagen stieg, rief ihm Dr. Schulze, unter der Tür stehend, noch zu:

„Nehmen Sie sich ja vor jeder Zugluft in acht und hüten Sie sich, vor dem Schlafengehen in gewohnter Weise Ihren Kognak zu trinken. Adieu, bester Böhlig, auf Wiedersehen!“

„Auf Nimmerwiedersehen!“ dachte Böhlig. „Hol dich der Teufel!“

Acht Wochen später erhielt Böhlig wieder eine Einladung zu einem geselligen Beisammensein bei Dr. Schulze. In dem Schreiben hieß es:

Sie werden sich ohne Frage auch diesmal brillant amüsieren. Um mich Ihrer Teilnahme zu versichern, werde ich mir erlauben, Sie in meinem Wagen abzuholen.“

Böhlig reiste unmittelbar nach Empfang dieser Einladung nachinterpommern, wo er sich mehrere Wochen im tiefsten Infognito bei einer alten Tante aufhielt. Erst als die Saison vorüber war und keine Gesellschaften mehr gegeben wurden, wagte er in die Residenz zurückzukehren.

Seinen Hausarzt hat er nie wieder einer Pappalie wegen in seiner Nachtruhe gestört.

An Bobbielski.

O weh! Was muß ich in der Zeitung sehen?

Ach wie ein schlechter Scherz berührt's mich fast.

Bob! Ist's Dein Ernst? Du willst wahrhaftig gehen, Weil Du an Deinem Raubbein Ischias hast?

— Glaub': mancher Versfuß, den ich Dir zu Ehren Verbroschen, hatte leider Ischias auch. —

Ich denke gar nicht d'ran deswegen aufzuhören, Mein Versfuß tritt den Reuten weiter vor den Bauch.

Treibt Dich vielleicht der Spott der Anti-Boben?

Meinst Du, die Ischias heilt nicht noch einmal?

— Ein Urlaub, eine Kur scheint mir geboten, Ein Seebad in dem lausigen Kanal!

Drum bleibe, Bob! Laß mich nicht länger reden!

Es wird schon wieder besser mit dem Wein.

Du bist dem deutschen Reichstag sehr von Nöthen:

Laßt wohlbeleibte Männer in ihm sein. (Jugend.)

Entwurf eines neuen Strafvollzugsgesetzes auf Grund der Praxis der letzten 10 Jahre ausgearbeitet von Prinz Prosper Arenberg.

A. Transport von Gefangenen.

1. Kategorie 1, als da sind Diebe, Meineidige, Sittlichkeitsverbrecher usw., vom Kaufmann abwärts bis zum Straßenfeger, wird im sogenannten Beiserlwagen ins Gefängnis geführt.

2. Kategorie 2, als da sind Mörder, Einbrecher, und Diebstahlsverbrecher, wird gefesselt zu Fuß transportiert. Der begleitende Beamte hat sich der Hundspöttche zu bedienen.

3. Kategorie 3, als da sind Kommerzienräthe, Bankdirektoren, Millionenfürstendanten oder Angehörige des niedrigen Adels bis inklusive der Inhaber des Freiherrntitels fährt in der Droschke (Adel: Taxameter.)

4. Kategorie 4, der höhere Adel vom Grafen aufwärts bis zu den Reichsunmittelbaren und aktiven oder zur Disposition gestellten Fürsten, erhält für den Transport einen Landauer (die Reichsunmittelbaren Vierspanner mit Vorreiter.)

B. Zellenordnung.

1. Kategorie, 1 kommt in eine gewöhnliche Zelle. Mobilar sind Tisch, Hocker ohne Lehne, Strohsackbett zum Aufklappen, Wassertrag, Schnaps.

2. Kategorie 2 dito. Außerdem Selbstbeschäftigung mit besonderer Berücksichtigung des früheren Berufes. Ausgenommen sind Mörder, Lustschiffer, Redakteure und Schriftsteller. Letztere haben die Wahl zwischen Wollezupfen und Filzspannenfabrikation.

3. Kategorie 3 erhält ein eigenes Bett, Sofa, Zeitungen (aber nur konservative). Selbstbeschäftigung exklusive Kouponschneiden und Pistolenduelle, die der besonderen Erlaubnis des Anstaltsdirektors bedürfen. Selbstbeschäftigung (Diners bis zu 3 M.). Zigarren-, Stat und Tarolabende allwöchentlich mindestens zweimal.

4. Kategorie 4 erhält Salonmöbel im Empire-Stil. Außen Chaiselongue und Divan mindestens ein zweischläfriges Bett. Pilante Lektüre (namentlich konfiskierte Schriften und Ansichtspostkarten). Selbstbeschäftigung (Diners bis zu 20 M.) Eigener Weinkeller. Selbstbeschäftigung mit oder ohne Damengesellschaft. Hausbälle. Moulettepiel. Weibliche Bedienung. Außerdem jede Woche, wie bei den Münchener Kellnerinnen, zwei Ausgehstage.

C. Ehrenbezeugungen.

1. Kategorie 1 und 2 haben vor dem gesammten Aufsichtspersonal die militärischen Honneurs zu machen. Redakteure,

Wie nicht kramen stehen, werden kramen geschlossen und der
Zoge in die Dunkelzelle gebracht. Im Wiederholungsfalle Steh-
kfig.

2. Kategorie 3 hat nicht zu grüßen, wird aber vom Personal
mit Herr und Titel angeredet.

3. Kategorie 4 muß vom Aufsichtspersonal, genau dem mili-
tärlichen Rang entsprechend, begrüßt werden. Vor Standes-
herren haben die Aufseher so lange still zu stehen, bis Abtreten
kommandiert wird. Doch ist den Herren Gefangenen nicht ge-
stattet, sich dem Aufsichtspersonal gegenüber der Hilfsbedienstete
zu bedienen.

D. Leitende Grundsätze.

Die Gefängnisdirektoren, sowie das gesamte mit dem
Strafvollzug betraute Aufsichtspersonal hat sich stets gegen-
wärtig zu halten, daß nach § 1 der preussischen Verfassung alle
Preußen vor dem Gesetze gleich sind. (Jugend).

Der Friedenskaiser.

Man nannte einst den Zaren schon
„Den Schwärmer auf dem Kaiserthron“,
Man glaubte seinen Worten,
Als er vom „ew'gen Frieden“ sprach,
Daß die Erde kommt jetzt nach,
Man merkt es allerorten.

Man sieht es in der Mandchurei,
Man sieht es an der Tyrannei
Im eig'nen Lande drinnen,
Wo man mit Kerker, Roth und Tod
Und mit Verbannung arg bedroht
Das gute Volk der Sinnen.

Wer Frieden predigt, süß und fein,
Der muß verächtlich immer sein!
Schütz' deine Interessen.
Halt', Mensch, die Waffe stets bereit,
Kommt solch ein Wolf im Lämmerfleisch,
So wird er bald dich fressen!

Wau-wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Das verhängnisvolle Telefon.

Frau Klempnermeister Schufide hatte ihrem Manne schließ-
lich ein Telefon abgeschmeichelt. Sie hatte ja so viel zu sprechen
mit ihrer Mutter, mit ihren sechs Schwestern, die alle verhei-
rathet waren, und Schufidens hatten es ja auch dazu. Also, Frau
Schufide hatte ihr Telefon. Sie benutzte es auch sehr, sehr flei-
ßig. — Doch es hatte auch seine Schattenseiten. Oft wurde nach
Herrn Klempnermeister gefragt, und sowie Frau Sch. durchrief,
daß der nicht anwesend, sofort abgeklüngelt. Frau Sch., an und
für etwas zur Eifersucht geneigt, glaubte nun Grund genug zu
haben, ihrer Hausknechtin ein harmloses Tachtel Mechtel
mit ihrem Gatten zuzutrauen, und das brachte schließlich der
Frau Schufide eine Beleidigungs-Akte ein.

Richter: Wie kamen Sie auf den Gedanken, daß die Schnei-
derin M. zu ihrem Gatten in Beziehungen steht?

Beil.: Ich traue kein Mädchen nicht. Eine ist wie de Andre,
der heest heitzutage, frieher vor jene dreißig Jahre, da war der
andersch, aber heite ist et de Mädchen ganz tutti schnuppi, ob der
Mann vaheirath ist, oder ledig, ob der Mann alt ist oder jung,
ob er prade Beene hat oder krumme, wenn er man ieberhaupt
welche hat un een paar Hosen drächt. Wenn nu 'n junget Ding
dann een Mann bei Jahre bloß anlächelt, dann fehlt sich so'n
oller Krauter jechmeichelt un fertig is de Laube.

Richter: Wie gehörten Ihre Ansichten zur Sache?

Beil.: Na ja, der Mädchen is keen Haar besser und mein
Mann ooch nich. Alle Dage jing der Telefon los; wat mein
Mann war, rannte immer druf zu, wie varickt. Der kam mir
schonst badächtich vor. Wenn id mir aber melbte, war Zappen
ab. Un merkwürdig, wenn der Mädchen bei mir schneiderte, da
kam so wat nich vor. Nu war se kurz vor Ostern ooch bei mich
un beit' Mittachbrod war't mir, als ob mein Mann unter'n
Disch mit seine Fieße immer so 'n Sucherfen nach de Fieße von
meine Schneiderin machte, aber wenn id mit meine Fieße da-
zwischen kam, war allens immer wieder in Ordnung.

Richter: Sollten Sie sich das nicht nur eingebildet haben?

Beil.: So eingebildet bin id ja jarnich. Also id wurde wie-
hend. Et sahen noch mehr bei uns zu Dische, zwei Jesellen von
mein Mann, sehr anständige Leute, vor die scharnierte id mir

aber nich, un nu saachte id bet Mädchen aber feste meine Meinung.
Id saachte se, bet se 'ne ganz jementliche Person is, die et
druf abjeihen hat, die vaheirathen Gekrippel ihren vor Gott
und de Welt angetrauten Frauen abspenstig zu machen un bet,
wenn id mir nich bedächte, id ihr 'n Paar runterhauen mißte,
bet's man so frachte un bet so'n Mädchen jeien't sechste Zebot —
na un da stand der Mädchen uf, jing raus, zu'n Schiedsmann,
wo id aber nich hinjing, un da hat se mir dann vaflaacht.

Die Angeklagte wird zu dreißig Mark Geldstrafe verurtheilt.
Beil.: Der freit mir sojar, denn warum? Mein Mann muß
et ja doch berebbeln. Ja, ja, so'n heimlichet Tschetfmechtel kost't
vill Geld.

Die Typhusdecken.

Die Decken, die gebient als Bett
In einem Typhuslazarett,
Die Krankheit, Tod verbreiten,
Sind en detail, wie auch en gros
Jetzt ausgebauten frisch und froh,
Als Kaufobjekt den Leuten.

Wer ist wohl so gewissenlos,
In seiner Geldgier gar so groß?
John Bull, der wadere Räuber,
Als jetzt die Schandthat ward entdeckt,
Da ist er nicht zerknirscht, erschreckt,
Er schimpft auf Zeitungsschreiber.

Er hat nicht das Gefühl der Scham,
Ganz heimlich nur fühlt er den Gram,
Daß ward erkannt sein Wandel,
Daß dies Geschäft ihm flöten ging,
Und daß er keinen Pfifferling
Verdient bei diesem Handel.

Wau-Wau.

In der Klemme.

Ein Rechtsanwalt verteidigte einen Mann, der von
seinem Arbeitgeber beschuldigt war, ihm ein Paar Hosen
gestohlen zu haben, in einer so überzeugenden Weise,
daß der Gerichtshof den Angeklagten freisprach. Der
Freigesprochene zögerte indessen, die Anklagebank zu ver-
lassen und starrte den noch im Gerichtssaale befind-
lichen Kläger unverwandt an. „Was zaudern Sie noch?“
fragte freundlich der Verteidiger seinen Klienten, „ich
denke, Sie haben schon genug Zeit verlieren müssen!“
„Om!“ war die Antwort, „um die Wahrheit zu sa-
gen, ich habe die verfluchten Dinger an und fürchte nur,
wenn ich jetzt gehe, daß mein Meister sie wieder
kennen wird.“

Gold in Deutsch-Ostafrika.

„Gold gibts in Deutsch-Ostafrika!“
So schallt es freudig fern und nah.
Wer Rieten zog in Lotterie'n
Reist schleunigst nach den Kolonie'n.

Finanzminister werden froh,
Der Schlaf, der sie so lange floh
kehrt wieder, bringt nicht Träume mit -
Von riesenhaftem Defizit.

Wir sim den Invaliden hold,
Für sie hat stets geseht das Gold;
Nun soll's den Armen besser geh'n
Wenn goldne Berge uns ersteh'n.

Herr Tirpitz kann in aller Ruh
Dann Schiffe bauen immerzu.

Geholfen wird nachher mit Kraft
Dem Handelsstand der Landwirtschaft;
Die Lehrer werden jedenfalls
Ins Gold gesetzt bis an den Hals.

Nun fragt sich's noch zu dieser Frist,
Ob denn auch reine Wahrheit ist
Der Goldfund in Ostafrika,
Bestätigung ist noch nicht da!

Wär' alles wahr, ganz zweifellos,
Dann sei die Freude nicht so groß!
John Bull, der uns schon lange großt,
Nimmt uns das Land weg mit dem Gold!

Wau-Wau.

Ein Mißverständnis.

Ein Landmann tritt in ein Bankgeschäft. Ohne sich weiter umzusehen, zieht er den Rock aus, nimmt die Halsbinde ab, wirft sich auf einen Stuhl und ruft in gebieterischem Tone: „Das Wasser ist doch auch warm?“ — „Wasser, mein Herr?“ entgegnet ein eleganter Mann, der mit neugierigem Erstaunen dem Treiben des Landmannes zugehört hat. „Was für Wasser, mein Herr?“ — „Nun, ich verlange barbiert zu sein! Warum haben Sie das Wasser nicht in Bereitschaft? Bin in Eile!“ — „Bitte um Entschuldigung, das ist keine Barbierstube, sondern ein Bankgeschäft!“ — „Sapperment! Ich fragte jemand in der Straße, wo ich barbiert werden könne, und er wies mich hier herein.“ — Der Bankier schnitt ein sehr verdrießliches Gesicht und der Kunde zog seinen Rock an und ging.

Ach so!

Arzt: „Also befolgen Sie genau meine Ratschläge und merken Sie sich, eine Zigarre nach dem Essen!“ — Arzt (einige Tage später): „Nun, wie bekommt Ihnen die Medizin?“ — Patient: „O, sehr gut. Aber wissen Sie, nach der Zigarre nach dem Essen wird mir immer schlecht, ich habe nämlich früher nie geraucht.“

Mit oder ohne.

Sie: „Emil, du trinkst heute kein Bier mehr, denn du hast schon genug. Komm, wir lassen uns hier an der Halle eine Selter geben. Ich trink eine mit Himbeer, und mit was du?“ — Er: „Mit Todesverachtung.“

Gerade der Mann.

Sie: „Ich werde nur einen Mann heiraten, dessen Vermögen wenigstens fünf Nullen aufweist.“ — Er (triumphierend): „O, Liebling, meins hat nur Nullen!“

Bei der Prüfung.

In der Dorfschule findet die alljährliche Schulprüfung durch den Inspektor derselben, den Herrn Pfarer des Dorfes, statt. „Nenne mir einen Schwimmvogel, Seppel.“ — „Der Star!“ — „Wie, der Star? Hast du schon einmal einen Star schwimmen sehen?“ — „Ja wohl, auf dem Bache. Aber der war tot!“

Falscher Zeuge.

Amerikanischer Richter (zu einem Neger, der im Verdacht steht, falschen Zeugeneid geschworen zu haben): „Ist es möglich, Rastus, daß du wesentlich das Heil deiner Seele aufs Spiel setztest wegen eines lumpigen Dollars?“ — Rastus (beleidigt): „Nein, Sir, bewahre; der Angeklagte gab mir zwei.“

Der Attentäter.

Sie: Ich konnte diese Nacht vor Deinem Schnarchen gar nicht einschlafen?

Er?: Vor meinem? Ich schnarchte ja gar nicht!

Sie: Dann wird's wohl der Kanarienvogel gewesen sein!

Der Buzlappen.

Graf: Wie sind Sie denn mit dem Schmutz zufrieden, Bräulein, den Ihr Bräutigam Ihnen verehrt hat?

Dame: Er gefällt mir großartig, aber zum Buzen müßte ich noch einen braunen Lappen haben.

Dann allerdings.

Schulmann: „Wollen Sie sofort aufhören mit Ihrem Gefinge!“

Student: „Dummes Zeug! „Singe wem Gesang gegeben“ heißt es im Umland.“

Schulmann: „Das geht mich gar nichts an — hier sind Sie in Deutschland und nicht in Umland!“

Der kleine Kinderkrank.

„Bist Du krank, weil du so still bist?“
Ede: „Tott, wir kleinen Kinder müssen doch och hie und da en bisken wat zu krächzen haben.“

— „Mama, puß mir heute die Nase nich; wir haben heute Franzeeßisch und dat kann id dann besser aussprechen.“

Aus einem Roman.

Verzweifelt lief er im Zimmer umher und hielt sich den Kopf, den er gänzlich verloren hatte.

Ursache.

Lehrling (den Kahlkopf seines Meisters betrachtend): „Nicht wahr, Meister, die Haare hat Ihnen Ihr Meister ausgezupft, als Sie noch Lehrling waren?“

Preßkuchen.

Herr: Warum weinst Du denn, mein kleiner Mann?

Kleiner Junge: Weil Sie auf meiner Creme-Torte sitzen.

Aus dem „Tits-Bits.“

Der Einbrecher denkt die eine Hälfte seines Lebens darüber nach, wie er einbrechen kann, und die andere Hälfte, wie er ausbrechen kann.

Runde: „Weshalb erzählen Sie immer solche schrecklichen Mordgeschichten, wenn Sie den Leuten die Haare schneiden?“

Haarschneider: „Weil dabei den Leuten die Haare zu Berge stehen und man sie dann viel besser schneiden kann.“

Möchtest Du lieber etwas anderes als ein Stück Kuchen haben?“ fragte Mrs. Nelson den kleinen Freddy, der einen Weg für sie besorgt hatte.

— „Ja, Mrs. Nelson“, sagte Freddy schnell, „ich möchte lieber zwei Stücke haben.“

„Mein Töchter besitzen einen wunderbaren Ordnungssinn“, sagte der Vater, als er über den auf dem Korridor stehenden Kohleneimer gestolpert war. „Jeder Gegenstand hat bei ihnen seinen Platz nur ist es jeden Tag ein anderer.“

Polizeiherr: „Sie werden beschuldigt, letzte Nacht zwei Schupsteute fürchterlich verhauen zu haben. Warum thaten Sie das?“

Angeklagter: „Aus reiner Menschlichkeit, Herr Polizeiherr, für einen war es zu viel.“

Arzt: „James, kam die Dame im Wartezimmer mit der Equipage oder mit der Elektrischen?“

„Mit der Elektrischen, Herr Doktor.“

Arzt: „Danke schön. Ihre Kleidung machte mich stutzig, ob ich ihr ein Badereise oder Brustsyrop verschreiben sollte.“

Vexirbild.



Wo ist der Erwartete?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur, M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.